



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 158.

Montag, 9. Juli.

1928.

(14. Fortsetzung.)

Die Zwillinge.

Roman von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

Bira Wernstedt wunderte sich, wie geschickt sie den Faden spann. Es hatte gar nicht in ihrer Absicht gelegen. Nun konnte sie Alfred Ottersen erst recht deutlich machen, daß sie einer Schonzeit bedürfe.

„Dann kommen Sie nur recht oft! Ich werde mich immer freuen. Ihnen möchte ich keinesfalls ein schwieriges Rechenexempel bleiben.“ Und dann glitt sie geschickt in ein anderes Fahrwasser über. „Mein Bruder stöhnt mir die Ohren voll, die Zeiten seien jetzt so ungeheuer schwer, ich habe davon in der Altmark nichts zu spüren bekommen!“

„Weil die Landwirte heute der einzige Berufsstand sind, der gute Geschäfte macht! Leben muß der Mensch! Vom Auslande Nahrungsmittel zu beziehen, wird beim Sturze unseres Geldwertes immer schwieriger, da gehen die Preise für Fleisch und Brot hoch. Es ist volkswirtschaftlich die einfachste Sache von der Welt! Angebot und Nachfrage regeln die Preise. Aber es werden Zeiten kommen, da werden die Landwirte, die sich jetzt an die guten Tage gewöhnt haben, die Hände ringen. Nämlich sobald wir wieder eine neue Währung haben. Es wachsen keine Bäume in den Himmel! Die Landwirtschaft spürt heute noch kaum, daß wir ein armes Volk geworden sind!“

„Und was dann?“

„Ja — was dann? Das muß man abwarten! Ganz Deutschland lebt jetzt auf einem Vulkan!“

„Ihr armen Männer, die ihr euch die Köpfe zer Sorgen müßt!“

„Das schadet uns gar nichts! Die besten stählt es, die anderen mögen getrost in den Rinnstein fliegen! Die Natur hat noch immer für eine Auslese der Zähesten gesorgt!“

„Und wie wird's dann werden?“

„Dann beginnt der Kreislauf von neuem! Beständig ist nur der Wechsel! Die Zähnen werden immer oben sein!“

„Ein tröstlicher Gedanke, Alfred Ottersen — wenn man Sie dabei anblickt!“

Bira Wernstedt fand immer zur rechten Zeit das richtige Wort, ohne daß sie danach zu suchen brauchte...

An der Außenalster hing das erste Grün an den Büschen. Die Villen, die in großen Gärten standen, kündeten den Reichtum Hamburgs. Ein wunderbarer Frühlingstag lachte über der Hansestadt. Ein paar Segelboote glitten über das Wasser, Dampfer wühlten es auf, schlaff sanken die Wellen bald wieder zusammen. Müde machte das Wetter — sehnlich.

In Alfred Ottersens Segelboot lag Bira Wernstedt. Er machte sich zu schaffen. Bordjackett und Schirmmütze standen ihm gut.

„Reffen Sie bitte das Segel und sehen Sie sich an meine Seite. Hierher, ich möchte freie Sicht auf das Ufer haben.“

„Man wird stolz auf Hamburg bei dem Anblick!“ erwiderte er, als er sich neben ihr niederließ.

„Man ist es immer gewesen!“

„Das war eine brave Antwort!“

„Ich lerne allerlei von Ihnen, Alfred Ottersen!“

„Und ich freue mich, wie kräftig Sie den Klatschbasen auf die Füße treten!“

„Und was sagt Ihr Herr Vater dazu?“

„Nichts! Ich weiß aber, was er denkt!“

„Würden Sie es mir ehrlich sagen?“

„Wenn die Bira Wernstedt in ordentliche Hände kommt, wird noch etwas aus ihr! Sie hat doch gutes Hanseatenblut im Leibel!“

„Nicht nur! Manchmal meine ich, mein mexikanisches, von der Großmutter her, ich bin ja ihr nachgeschlagen, macht mir zu schaffen!“

„Natürlich ist es so!“

Sie richtete sich halb auf. Sah Alfred Ottersen erstaunt an.

„Und da wird Ihnen nicht angst und bange?“

„Im Gegenteil! Wenn ich nichts zu zähmen habe, ist mir nicht wohl!“

Er wußte, welch gefährlichen Wurf er wagte.

Sie ließ sich wieder zurücksinken. Ihre dunklen Augen folgten dem Flug einer Mäwe. Und dann kam die Antwort langsam über ihre Lippen.

„Man kann zähmen mit harter Hand und mit weicher!“

„Mit harter nie — das versuchen nur Unverständige — vergebens!“

„Nun, dieses Boot zum Beispiel, wenn eine Böe aufspringt!“

„Das ist kein Wesen von Fleisch und Blut! Morgen für Morgen arbeite ich meine Rennpferde über Hindernisse; tät ich's mit harter Hand, hätte ich ihnen bald das Maul zerrissen. Und dann legten sie sich eines Tages gegen die Zügel, gingen mit mir durch! Es ist dann kein Verlaß mehr auf sie. Ob ich dann gelegentlich nur ein Bein breche oder das Genick, bleibt auch noch die Frage!“

„Ich glaube, ohne große Einsätze vermöchten Sie überhaupt nicht zu leben!“

„Nein, denn dann wäre ich nichts wert!“

Das verwegene Spiel mit Worten dauerte nun schon vierzehn Tage. Es konnte sein, man stand plötzlich vor der Entscheidung...

Und als die beiden drei Tage später auf Bira Wernstedts Balkon den Tee tranken, wurde die schmiedeeiserne Gartentüre zugeworfen.

Kurt Lensing hatte es getan. Er kam an mit rotem Kopfe — und großen Schritten. Bira Wernstedt sah es, ihr wurde sofort klar, der wollte jetzt einen Sturmangriff wagen.

Er sollte es, ihr gegenüber saß einer, auf dessen Benehmen sie gespannt war.

Hanseatenblut pulste auch in ihren Adern, sie liebte auch die großen Einsätze, das erkannte sie jetzt — jäh!

XV.

Die Lensings konnten ihre Familiengeschichte weit zurück verfolgen. Ihre Vorfahren hatten durch viele Geschlechterfolgen der Jägerei der Landgrafen von Hessen-Kassel angehört. Die ganz einträgliche Stelle

hatte sich vom Vater auf den Sohn vererbt. Auf einer Sauhaß war ein Landgraf in schwere Bedrängnis geraten. Seine Saufeder war zerpellt, ein weidwunder, grober Keiler nahm den Landgrafen an, hätte Konrad Lensing sich nicht zwischen den Keiler und seinen Herrn geworfen, hätte es dem Landgrafen von dem grimmen Bassen schlimm ergehen können, denn in dem Dickicht hatte er nicht zur Seite springen können. Die „Gewehre“ des Keilers rissen Konrad Lensing den rechten Schenkel auf, in höchster Not kam Hilfe. Tauglich für die Jägerei blieb der treue Mann nicht, er lief von der Zeit an mit steifem Bein herum. Sein Landgraf gab ihm eine Ackerstelle zu Lehen „auf ewige Zeiten“. Dafür mußte jährlich in Kassel zu Weihnachten eine fette Gans in der Schloßküche abgeliefert werden. Es war eine Form-sache, die die Lensings an den Opfermut ihres Vorfahren und an die Güte ihres Landesherrn erinnern sollte. Und getreulich war der Pakt gehalten worden, bis das Kurfürstentum Hessen, zu dem die Landgrafschaft Hessen-Kassel sich entwickelt hatte, 1866 preußische Provinz geworden war.

Die Lensings hatten sich auch in ihrem neuen Berufe als tüchtige Leute bewährt. Sie hatten das kleine Gut nicht nur zusammengehalten, sondern auch vermehrt. Und eine kluge Familienpolitik betrieben. Der Älteste erbte das Land, die jüngeren Geschwister wurden larg abgefunden, fanden ein Unterkommen in der Jägerei, einige brachten es sogar zu Amtmännern. Da war es kein Wunder, daß sie mit der Heimat eng verwachsen blieben. . . . Leicht war es auch den Zwillingen nicht geworden, ihr Brot so weit vom Werratal zu suchen. Aber das sollte ja nur auf einige Zeit sein. Geld mußte angelegt und ein selbstständiges Betätigungsfeld für die jungen Leute gesucht werden. In Hessen hatte sich für sie nichts Passendes gefunden. Der Wilhelm hielt schon die Augen offen. Bot sich eine Gelegenheit, in die Heimat zurückzukehren, griff er für seine jüngeren Brüder zu. Dann sollte das Gut in der Altmark wieder verkauft werden, mit reichlichem Gewinn, denn es war unterdessen von tüchtigen Landwirten ertragreicher gemacht worden. . . .

Diese Pläne hatte die Hamburgerin über den Haufen geworfen, zum mindesten in den Hintergrund gedrängt. Hatte die weite norddeutsche Ebene den Blick der Zwillinge geweitet? War nur das junge, schäumende Blut daran schuld, daß die Heimat verblaßte? Die Mutter war gekommen — eine lebende Mahnung! Ernst bekam allmählich den klaren Kopf wieder. Anfangs war's ein hartes Ringen gewesen, aber schließlich lernte er das Haupt in den Nacken werfen. Hier galt es, ein Meisterstück zu zeigen, das ihm die Bahn freimachte zur Rückkehr in die Heimat. Sah nicht heute schon das Gut ganz anders aus als im vorigen Herbst? Waren seine Berufsgenossen hier, unter denen es wahrlich viele tüchtige Männer gab, nicht erstaunt über die Leistung der Lensings? Ueber ihr herzhaftes Zugreifen, über ihren Fleiß, ihre Gediegenheit? So jung sie waren, im landwirtschaftlichen Kreisverein hatte man schnell gelernt, ihnen aufmerksam zuzuhören, wenn sie einen Vorschlag unterbreiteten oder sich äußerten über wirtschaftliche Dinge. Na ja, hieß es dann die Äpfel sind nicht weit vom Stamm gefallen, es sind Lensings! . . . Durch ganz Deutschland hatte der Name ihres Vaters einen guten Klang. Der mußte erhalten werden. Mehr, er sollte sich noch fester durch neue Leistungen in das Gedächtnis der Berufsgenossen hämmern. Hoch mußte man sein Panier in den für Deutschland so ernsten Zeiten flattern lassen. Da war ein starker Arm und ein klarer Kopf nötig! . . . Und die Mutter machte in ihrer ruhigen Art Ernst den Arm stark und den Kopf klar. . . .

Kurt aber hatte sich breitbeinig, die Arme über der Brust verschränkt, auf das Land gestellt und mit finstrem Gesicht in die Weite gesehen. Da lief die Grenze und dort. Und zu zweit waren sie auf dem Häufchen Land! Er wollte nicht warten auf den großen Erfolg, bis sein Haar grau geworden war! Sich Bewegungsfreiheit schaffen! Und wer nicht zugriff, wenn sich die Gelegenheit bot, war ein Narr! Es war eine neue Zeit! Sie ging mit Riesenschritten! Jetzt bergab! Aber nach ihr würde eine kommen, da stiegen die Tüchtigen, die

mit dem weiten Blick, mit Riesenschritten bergan! Wer um sich haut, hat nicht auf Sand gebaut, das lehrt die Geschichte! Kraft fühlte er in sich, ungeheuerer Kraft! Und wenn einem das Schicksal das gelobte Land zeigte und man schritt nicht hinein, war man erst recht ein Narr! Und ein Feigling obendrein, man rüttelte an dem Tor, das ins gelobte Land führte, bis es aufsprang! Keine Zusammenarbeit mehr mit Ernst, der war engstirnig, der begriff die neue Zeit nicht, der war ein Hemmschuh! Den riß man vom Rad, wenn es an der Zeit war! Suchte sich in den Wirrnissen ein größeres Gut! Ging es noch zwei Jahre so weiter, hatte man es geschenkt bekommen — und dann verebte hoffentlich die Flut allmählich. Und er stand da, als gemachter Mann! Dann sprach er vor seinem Volke. Redegabe besaß er ja, packte es, wurde ein Führer in die neue Zeit hinein. Und der Name Lensing strahlte wie nie zuvor! . . . Der Ernst aber mochte hier im Schweiße seines Angesichts die verschlammten Gräber säubern! Kleinarbeit! Tagelöhnerarbeit. Er aber war ein Herrenmensch. Der händigen wollte! Auf den sein Volk hören sollte! Dessen Aufstieg es bewundern würde! . . . Hatte die Maschine erst das nötige Feuer unter dem Kessel, fing das Rad an sich zu drehen! Immer geschwinde! Und droß goldne Früchte aus, und zwar gründlich und schnell! . . . Aber erst mußte das Tor aufgerüttelt werden. Mit harter Hand, wenn es nicht anders möglich war. Er, der Herrenmensch, erschien — nun beugt euch! . . . Geld brauchte er, aber nicht nur Geld! . . . Auch eine Frau, die bezauberte, — eine Königin! Der es Spaß machen würde, die Menschen einzufangen, die er zu seinem Aufstieg, der ja auch der ihre war, brauchte! Und eine solche Frau war Bira Weinstedt! (Fortsetzung folgt.)

Sommerwind.

Leise schwebend, streift der Sommerwind,
Läßt des Kornfelds goldne Flut sich kräuseln,
Und in Waldgrunds Dämmerdunkel rinnt,
Tropfend still und sonnenblank, sein Säuseln.
Satt von Glanz und Wärme träumt der Tag,
Da die Felder sich in Himmelsreine spiegeln;
Deugeruch, herbfrisches Wehn vom Tannenhag
Trägt der Wind auf glitzerbunten Flügeln.
Rauschend geht sein Flittich durch die Luft,
Wie ein lacht Eratmen in der Schwüle,
Mit des trunkenen Reifens Sonnenduft
Und dem ersten Hauch der Abendkühle.

Heinrich Reiss.

Der Strumpf

Kulturhistorische Skizze von H. Haas (Wiesbaden).

Es ist ungemein interessant und lehrreich, irgend einen Gegenstand, den wir tagtäglich gebrauchen und benutzen und als etwas Selbstverständliches hinnehmen, auf seinen Ursprung und seine allmähliche Entwicklung hin zu betrachten. Denn nichts vollzog sich von gestern auf heute, welt- und kulturgeschichtliche Ereignisse, wirtschaftliche und geistige Strömungen jeglicher Art waren von jeher und sind noch heute die treibenden Kräfte, und dem Wissbegierigen werden sich mancherlei Zusammenhänge erschließen, vielfache Anregungen gegeben werden.

Nehmen wir uns heute von diesem Gesichtspunkt aus einmal den Strumpf vor, so sehen wir schon in den Panzerschienen, die die Krieger des Altertums, die Hellen und Roms Soldaten zum Schutz des Unterschenkels trugen, das gestülpte Bedürfnis, die Beine zu schützen. Und gleichzeitig haben wir damit den Beweis, daß die Entstehung und gesamte Entwicklung der Bekleidungsmoden auf ganz natürlichen Einflüssen beruhen, seien sie, wie in diesem Fall, kriegerischer oder klimatischer oder irgendeiner anderen Natur. Daß man in militärisch ruhigeren und klimatisch wärmeren Zeiten den schweren Schienenpanzer durch leichtere Binden, ähnlich unseren heutigen Widelgamaschen, ersetzte, war nur eine weitere logische Fortsetzung, und wir sind bei der Urform des Strumpfes angelangt. Schuhe mit Schenkeliemen bildeten zur Zeit Karls des Großen die Bekleidung des Fußes und Beines. Es entstanden die sogenannten Beinlinge, Hosen aus Leder und Wollzeug, die bis über den Fuß aingen und an Stelle eines Schuhs befohl waren, bis

man schließlich darauf kam, Hufe und Strumpf voneinander zu trennen und infolge der immer mehr aufkommenden kurzen Kniehosen der Männer zur Bekleidung des Unterschenkels ein selbständiges Stück zu schaffen. Die Geburtsstunde unseres heutigen Strumpfes war gekommen. Im 16. Jahrhundert wurden die ersten aus Seide gestrickten Strümpfe getragen, waren allerdings so teuer, daß sie nur ein Vorrecht der Regierenden sowie der Damen und Herren des Hofes und höchsten Adels sein konnten. In alten Chroniken wird bei der Beschreibung großer Festlichkeiten, so am Hofe Franz I. von Frankreich oder Heinrich VIII. von England, der seidene Strumpf als besonders neuartiges und kostbares Bekleidungsstück erwähnt. Es liegt klar auf der Hand, daß trotz Verbote und Hindernisse der herrschenden Klassen, die das Tragen dieses Luxusgegenstandes als ihr Privileg ansahen, nunmehr auch weitere Volksschichten diese Mode nachahmen wollten. Die Herstellung mußte vereinfacht und gleichzeitig vervollkommen, die Herstellungskosten verringert werden. Wir wissen, daß unter der Regierung der Königin Elisabeth von England der berühmte Strumpfstricker William Kidder im Jahre 1564 lebte und wirkte, und daß 25 Jahre später William Lee zu Cambridge die erste Wirkmaschine erfand. Die menschliche Hand wurde durch die Maschine abgelöst. Die schon erwähnten Intrigen von Seiten des Hofes veranlaßten Lee jedoch, nach Frankreich auszuwandern, wo er von dem damaligen französischen König Heinrich IV. reichlich unterstützt wurde. Lee siedelte sich in Rouen an und begründete dort die heute noch bestehende Strumpfindustrie.

Die Weltgeschichte ging derweilen ihren Gang weiter. Die Hugenottenverfolgungen, die im Jahre 1685 wieder neu auflebten, zwangen viele Franzosen, ihre Heimat zu verlassen und nach Deutschland zu flüchten, und diese Flüchtlinge waren es, die das Geheimnis der Wirkmaschine mit sich nahmen und die heute weltberühmte Strumpfindustrie von Chemnitz in Sachsen mitbegründen halfen.

Langsam wurde nunmehr der Strumpf, vor allem der seidene Strumpf, allgemeine Sitte, wenn er auch zunächst durch die herrschende Bekleidungsmode — Kniehose des Mannes und verhüllender Rock der Frau — für die Herrenwelt wesentlich wichtiger war als für die Damen. Es war natürlich, daß im Laufe der nächsten Jahrzehnte mancherlei Verbesserungen der Maschinen erbracht wurden. Die Erfindungen von Paget und Cotton, das System der Standardmaschine, bildeten wichtige Meilensteine auf dem Entwicklungsgang der Strumpffabrikation. Mit dem Aufschwung der Technik in der neueren und neuesten Zeit wurde die Strumpfwirkmaschine immer mehr vervollkommen und besonders die Bedingungen geschaffen für eine sich der Form der Waden und Fersen anpassende Schmiegsamkeit des Strumpfes. Die Mode tat das Ihrige, und vor allem der Strumpf der Damen entwickelte sich vom intimen Bekleidungsstück immer mehr zu einem neben den übrigen Bekleidungsstücken voll berechtigtem Gegenstand. Die Strumpffabrikation nahm einen ungeheuren Aufschwung, und dankbar verneigten sich heute unsere Frauen vor der weltbeherrschenden Mode und vor einer hochentwickelten Industrie, die ihr vorschreiben und ermöglichen, die Form des Beines nicht nur zu zeigen, sondern auch mit einem Gewebe von vollkommenster Art und Farbe zu schmücken.

Der Musikant Gott

Erzählung aus dem Leben Anton Brudners.

Von Albert Reitsch (Wien).

Der neunzehnjährige Anton Brudner lief auf der staubigen Landstraße nach Steyr.

Dort war er im Pfarrhof ein gern gesehener Gast. Aber mehr noch als zu seinen Freunden trieb es ihn nach der Pfarrkirche von Steyr. In der befand sich eine ausgezeichnete Orgel, ein Werk des berühmten Krismann aus Laibach.

An Sonntagen wurde dort eine vorzügliche Kirchenmusik ausgeführt, besonders an den großen Festtagen. Viel musikalische Belehrung und Anregung konnte er sich da holen.

Er hatte sich in der letzten Zeit in das Werk Sebastian Bachs versenkt, und eine Welt voller Wunder war seinem beglückten Verstand erschienen. Mit feierlich-ernster Ruhe war er an das Studium herangegangen. Das Ungeheure seiner Aufgabe forderte das Sammeln und Verdichten aller seelischen Kräfte, nichts durfte verzettelt und vertan werden, alles mußte auf das Ziel eingestellt sein, dem er in heiliger Rindlichkeit entgegenging, bis die Stunde kommen sollte, da der reise Mann die Tore aufreißen konnte, um ein Reich zu betreten, in dem das Ewige thronte.

Heute aber galt es Abschied zu nehmen.

Er hatte endlich etwas erreicht, dessen er sich von ganzem

Herzen freuen konnte. Gerade nach dem Mittagessen war der Anstellungsbrief gekommen.

Er war zum Stiftsorganisten von Sankt Florian ernannt worden und die herrliche Stiftsorgel stand ihm nun zur Verfügung. — — —

Gerade als alle Bäume in Blüten standen, zog Brudner in Sankt Florian ein; nun kamen glückliche Jahre für den bisher Darbenden. Er konnte nun an seiner Ausbildung zum Orgelspieler planvoll arbeiten und die Lücken seiner geistigen Bildung beseitigen.

Mit großen Opfern an Zeit und Kraft arbeitete er in dieser Zeit auch den lateinischen Lehrplan für das Gymnasium durch. Man sollte nicht mit selbstgefälligem Lächeln mitteleidvoll auf ihn als einen Halbgebildeten herabbliden.

Die Herren von der Kunst konnten sich ohnehin nicht genug wundern, wie denn ein frommer Katholik, worunter man damals ein vergessenes Stück des „finsternen Mittelalters“ verstand, überhaupt zu seiner immerhin unsehbaren Musik kam; sie hätten natürlich vorher fragen müssen, woher denn eigentlich ein Ungläubiger Musik nehmen könne, da doch alle Musik des Abendlandes ein Geschöpf des Glaubens war.

Und Brudner war ja, wie sein Werk, durchaus ein Kind der Kirche; wie beide, der Mensch und das Werk, ganz still aus dem Glauben emporgewachsen und gleichsam nur seine Gaben dankbar erwerbend in der eigenen Tat.

Die Kirche hatte ihn den rechten Gebrauch seiner angeborenen Kraft gelehrt, dann war das Wagner-Erlebnis gekommen und hatte ihn geschüttelt, und da gab es in Fülle reife, herrliche Früchte.

Nun ging er sicheren Schrittes geradewegs auf sich zu, nur immer seiner Sendung nach, aber durchaus bis an ihr Ende.

Er fühlte sich so glücklich in Sankt Florian. Vor allem die Abende, die waren das Schönste seines bisherigen Lebens. Mit ein paar vertrauten Freunden wurde da Abend für Abend Musik gemacht. Musik wurde zum Brennpunkt dieser Freundschaft. Man spielte Händel, Mozart, man spielte Beethoven. Bach, man spielte alles, und alles war jedesmal das Schönste.

Die Begeisterung leckte an ihnen herauf und schlug über sie zusammen. Sie beherrschten die Werke der Meister bis in die letzte Pause hinein, erfüllt von aufgeregter Trunkenheit und glühender Liebe.

Jedes Werk wurde übermächtig lebendig in ihnen und die Ewigkeit brach in ihr stilles Leben hinein.

Wenn sie dann in vorgerückter Stunde Feierabend machten, kamen die Schöpfungen rein und warm aus ihnen wieder und so fanden sie nur langsam in den Alltag zurück.

An einem nebligen Novembertage kam die Kunde nach Sankt Florian, daß der alte Linzer Domorganist Pranghofer gestorben war.

Es fiel Anton Brudner nicht ein, sich an dem Probispiel, das eine Woche später ausgeschrieben wurde und das der Wahl des neuen Domorganisten vorausgehen sollte, zu beteiligen.

Aber da stürmte eines grauen Morgens der letzte Novembertage der Klavierstimmer Just in das Zimmer des Stiftsorganisten und ließ nicht locker, daß Brudner sofort mit ihm nach Linz fahren müsse, um sich an dem Probispiel zu beteiligen.

Und Brudner gab Unvergänglichem, Ewiges. In machtvollem Gesange steigerte sich sein Thema, bis es in einem reinigenden Gewitter voll Kraft und Herrlichkeit gipfelte. Es schienen manchmal seltsame Kinder, Engel, zu singen, manchmal zogen schwere, dunkelbräunende Wetterwolken auf.

Er siegte über alle Mitbewerber und wurde Domorganist.

Ein paar Tage später mußte er sich seinem Brotgeber, dem Bischof Franz Joseph Rudigier vorstellen, der die Musik leidenschaftlich liebte.

Bekommenen Herzens betrat Brudner den Arbeitsraum des Kirchenfürsten.

Der alte Herr saß in einer schwarzseidenen Soulane, die purpurrot eingefast war und purpurrote Knöpfe trug, im Lehnstuhl, in der Nähe des hohen Bogenfensters und sah versunken in das Sonnengold hinaus nach der leisen, blauen Ferne der Berge und nach dem silberglitzernden Band der Donau. Ein heller Glanz umflorte sein lockiges Greisenhaar und Friede, abgeklärte Milde lag auf dem klugen, versonnenen Antlitz.

Der Kirchenfürst reichte ihm die Hand und lud ihn zum Sitzen ein; dann erkundigte er sich nach seinem Schaffen und gab seiner Freude Ausdruck, daß er nun ganz nach seiner Lust musizieren und wirken könne.

Auch besondere Räume stellte ihm der Bischof zur Verfügung und dort am Südbende des Palastes hatte der stille

Musikant eine herrliche Fernsicht über das Blühen und Grünen der wunderschönen Welt.

Am Maria Empfängnistage spielte er zum ersten Male die Orgel im Dom.

Nun war er eingeschlossen in die unendlich hohe, feierliche Dämmerung des Gotteshauses. Er sah hinunter nach dem Hochaltar, vor dem blutrot die ewige Lampe brannte.

Er nahm unter den steifstarrenden, reichgeschmückten Pfeifentürmen Platz und schloß das Pult auf.

Langsam begann er zu präledieren. Die ganze Orgel schien aufzuwachen aus einem seligen Traum.

Und wie der Taufsprüßling durch die Wälder braust, so kam jetzt eine wilde, klingende Kraft aus dem Inneren des Riesen, so daß Pfeifer und Altäre in der Dämmerung zu klingen anhuben. Immer neue, immer jubelndere Stimmen kamen, alle Gewalten, Wetter, Schauer brausten zwischen durch auf.

Andern Tages ließ der Kirchenfürst ihn rufen, belobte ihn und meinte schließlich, als Brudner sich empfahl:

„Nochmals, lieber Freund, Dank! Es war wunderschön. Obwohl ich, wenn Sie die Orgel spielen, nicht zu beten vermag! — Aber Euch Musikanten sieht der Herrgott vieles nach!“ —

Bis tief hinein in die Frühlingsnächte saß Brudner am Harmonium und spielte seine lobpreisenden Wunderklänge zu den Begleitstimmen der Stürme und hämmernden Dachtrauen.

Über seinem strengen, edlen Profil lag eine wunderbare Berührung, wie er so da saß und spielte, sanft umstrahlt vom milden Licht der Kerzen.

Seine fromme Kunst brannte so lichterloh, daß er die Menschen in sich hineinriß. Das ganze Zimmer wurde hell und eine Flut von Liebe und Andacht überströmte den einsamen Mann.

Wenn er sich dann tief hineingeböhrt hatte in seine Musik, wie ein Leich, der sich mit stillen Wirbeln fortwährend selber verschlingt, blühte er entweder in seine alte frohe Kinderseligkeit auf oder setzte sich still, versunken ans Fenster und horchte versunken nach innen.

Sein Kinderglaube aber riß ihn immer wieder an die Sterne.

Man konnte ja auch auf einem Irrweg auf den Gipfel gelangen, aber man verlor sich wieder, ohne daß man wußte, wie es zuging. Selbst die reinste Liebe war ein Irrweg, wenn sie nicht ganz auf den Wegen des Glaubens ging, und zu allerletzt und im Tiefsten durfte kein Mensch jemand anderem angehören als Gott.

Und in diesem Glauben geschah es ihm, daß er bis in die Tiefe seiner Seele sank. Und dort erlebte er alles Leben, das ganze Weltall, den ganzen Gott mit allen seinen Geheimnissen, weil dieser sein Grund auch der Grund Gottes war. Und weil er dies wußte, war alle Trauer von ihm genommen und alles Licht und aller Friede sein undergänglicher Besitz.

Sprüche.

Von Rudolf Prescher.

So wird's das Leben dir enthüllen,
Wie freudlos oft, was du begehrt;
Die Wünsche, die sich rasch erfüllen,
Die waren keiner Kämpfe wert.

Daß du dem Böbel hast gefällt,
Dich freut's. Ich hielt dich für gescheit.
Wer heut' sich in der Gasse wälzt,
Hat morgen schwerlich saubere Kleider.

Ich lernte diesen Spruch am Rheine:
Verständnis stellt sich langsam ein;
Für letzte Weisheit und edelste Weine
Muß man bei guten Jahren sein!

Die Teilung kannt' ich früher schon
Und probte sie in manchen Jahren:
Romellen steh'n im Feuilleton
Und im polit'ischen Teil — die Märchen.

Du müßt dich, Freund, ich seh's, mit Fleiß und List,
Belannt zu sein in jedem Bürgerhaus.
Find' einen, dem du unentbehrlich bist,
Dann füllst du schon dein Erdenpöschchen aus!

Hygiene und Heilkunde

Die Heilwirkung des Seeklimas. Erst seit etwa fünfzig Jahren hat sich unter den deutschen Ärzten die Überzeugung durchgesetzt, daß dem Seeklima wertvolle Heilfaktoren zu eigen sind. Die wissenschaftlichen Versuche haben ergeben, daß unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen und des kräftigen Windes der Verbrauch an Sauerstoff ansteigt und sich der Stoffwechsel hebt, kurzum, daß eine völlige Umwälzung des gesamten Organismus stattfindet. Gerade auf den kindlichen Körper wirkt das Seeklima besonders günstig ein. So eignen sich Kinder mit Skrofuloze, mit chronischen Katarrhen der Luftwege, mit Drüsentuberkuloze, Bronchialasthma, mit Wucherungen im Hals, englischer Krankheit, hartnäckigen Hauterkrankungen und Blutarmut vorzüglich zu längerem Aufenthalt am Meere. Bei zarten Kindern mit angeborener Körperschwäche und Nervosität sind die Ansichten der Ärzte über die Eignung des Seeklimas noch geteilt, wenn auch aus dem letzten Jahrzehnt zahlreiche günstige Berichte über die Heilwirkung des Seeklimas gerade bei dieser Gruppe von Kindern vorliegen. Allerdings ist es erforderlich, daß die einzelnen Klimafaktoren in vorsichtiger Weise abgemessen werden, wie es auch sonst bei starkwirkenden Arzneimitteln üblich ist. Es genügt nicht, solchen schwächlichen Kindern nur zu sagen, daß sie sich viel am Strand in die Sonne legen sollen und in der See, allerdings nicht zu lange, baden dürfen. Nicht selten treten dann als Folgen der Überreizung Appetitlosigkeit, Abmagerung, unruhiger, schlechter Schlaf und Übererregbarkeit auf. Die Kinder lehnen tränkter zurück, als sie vorher waren. „Seebad, Wind und intensive Strahlen“ wirken nämlich, wie erst jüngst von einem mit dem Seeklima sehr vertrauten Kinderarzt betont wurde, auf das Nervensystem erregend ein. Dagegen üben „die feuchtmilde Luft, die geringen Temperaturschwankungen von Tag zu Nacht, der hohe atmosphärische Druck und der grobe Sauerstoffgehalt der Luft“ am Meere einen durchaus beruhigenden Einfluß aus. Unter Berücksichtigung dieser Tatsachen wird man also den Aufenthalt der schwächlichen Kinder an der See regeln müssen. Kinder mit organischen Herzfehlern sollen das Seeklima meiden; ebenso vorgeschrittene und fiebernde Tuberkuloze; auch Bettlägerer eignen sich nicht, da sich das Leiden oft an der See verschlimmert. Für Erwachsene gelten im großen und ganzen die gleichen Vorschriften. Es kommen noch Magen- und Darmkrankheiten, mittlere und schwere Arterienverkrüftung, rheumatische Leiden und Schilddrüsenkrankungen (Basedowsche Krankheit) als ungeeignet für das Seeklima hinzu. Vorzügliche Erfolge werden dagegen mit der Behandlung von tuberkulösen Knochen- und Gelenkerkrankungen an der See erzielt; sie stehen den Ergebnissen im Hochgebirge nicht im geringsten nach. Aus alledem geht hervor, daß es sich für Erwachsene wie für Kinder dringend empfiehlt, zuvor ärztlichen Rat einzuholen, falls die Absicht besteht, um eines Leidens willen die See aufzusuchen.

Höhenluft und menschlicher Organismus. Die Frage, inwieweit der menschliche Organismus Höhenluft verträgt und arbeitsfähig bleibt, ist, so wichtig sie gerade in unserer Zeit auch sein mag, bisher noch kaum systematisch untersucht worden. Seit hat Professor Dr. Grober die Resultate seiner diesbezüglichen Forschung in der Zeitschrift „Forschungen und Fortschritte“ niedergelegt. Er hat an verschiedenen Stellen Europas sowie auf Teneriffa an gesunden und kranken Personen Experimente ausgeführt, deren Resultate von wissenschaftlich und praktisch nicht zu unterschätzender Bedeutung sind. Durch diese Experimente hat Grober festgestellt, daß ganz gesunde Menschen einem Höhenwechsel zwischen Null und 3300 Metern innerhalb von zehn Stunden durchaus gewachsen sind. Auch vermögen diese ganz gesunden Personen starke Arbeitsleistungen in kurzer Zeit auch in großer Höhe zu liefern. Als Maximum wurden 2200 Meterkilogramm in 90 Sekunden auf 3300 Meter Höhe geleistet. Zu widerstehen ist der Aufenthalt in größeren Höhen, und vor allem die körperliche Leistung dort oben Personen, die einen kranken Herzmuskel oder einen Herzklappenfehler haben, ferner allen Leuten mit erhöhtem Blutdruck und Neigung zur Arteriosklerose. Nierenkranke, auch wenn ihre Krankheit nicht schwer ist, dürfen größere Höhen unter keinen Umständen aufsuchen, ebenso wenig wie Blutarmer. Auch gesunde Leuten aber ist ebenso wie diesen Kranken unter allen Umständen starkes Rauchen und allzureichliches Essen energisch zu widerraten. Die Grenze der Höhen richtet sich nach der Geschwindigkeit ihrer Erreichung. Für gesunde Leute bedeutet ein allmähliches Aufsteigen auch in einer Höhe von 3000 Metern keine Gefahr, während die Erreichung dieser Höhe mit dem Luftschiff oder auch mit Bergbahnen unter allen Umständen nicht unbedenklich ist.